

Peter Heintel und Larissa Krainer

Trendy Handy

Es piepst im Klassenzimmer. Ein Kopf wird rot, siebenundzwanzig andere schauen ihn an. Ein Kind kramt in seinem Schulrucksack und bringt das Läuten zum Stillstand. „Tschuldigung“. Der Unterricht geht weiter. Das Handy bleibt off. Jedenfalls bis zu nächsten Pause ...

Längst herrscht an den meisten (höheren) Schulen während der Unterrichtszeiten Handy-Verbot – vermutlich ein Hinweis darauf, dass Handys inzwischen zum Standard vieler Kinder und Jugendlicher geworden sind. Welchen Stellenwert haben aber die mobilen Telefone für den Alltag von Jugendlichen? Welchen Spuren könnte eine allfällige Untersuchung darüber folgen? Wir haben einmal frei phantasiert. Vielleicht bieten sich ja einige der Überlegungen an, um sie mit Kindern und Jugendlichen in den Klassenzimmern gelegentlich zu diskutieren. Oder sie auch anhand von deren Aussagen zum Handy-Trend zu überprüfen. Vorerst bleiben es reine Hypothesen.

Die Nabelschnur wird unsichtbar

Handys verhelfen zur Selbstständigkeit und ermöglichen doch eine Verbindung zum Elternhaus, lautet die erste Vermutung. Jugendliche, die ihr eigenes Handy haben, können sich ein Stück weit aus elterlicher Kontrolle entziehen. Mit dem Handy kann man an Orten telefonieren, an denen niemand zuhört, wenn man es nicht will. Vorbei sind die Zeiten, als Jugendliche im Beisein der Erwachsenen ihre Verabredungen treffen mussten oder gar im elterlichen Wohnzimmer vom heimlichen Freund, der Freundin erreicht wurden und vor versammeltem Familienpublikum in Codesprachen ihre Vereinbarungen am Telefon trafen. Insofern könnte das eigene Handy einen Kontrollentzug aus elterlicher Überwachung bedeuten.

Zugleich aber liefert das Handy eine gewisse Verbindungsmöglichkeit von Eltern zu ihren Kindern und umgekehrt. Immer mehr Mütter greifen auch zum mobilen Gerät um abrufbar zu sein, wenn Herr Sohn oder Frau Tochter gerade einen Shuttledienst benötigen oder auch für den Ernstfall, wenn tatsächlich einmal etwas passiert. Diese unsichtbare Nabelschnur kann Sicherheit verschaffen, nicht nur für Eltern, natürlich auch für Jugendliche.

Das Unkontrollierbare kontrollieren

Insofern kann das Handy natürlich, wie jedes Telefon, auch zum technischen Kontrollorgan werden. Allerdings ergibt sich hier eine Schwierigkeit. Sofern der/die andere im Inland bleibt (und kein ausländischer Mobilfunkbetreiber sich auf der mailbox mel-

det) bleibt der Aufenthaltsort des/der Angerufenen unsichtbar. Insofern lautet eine erste und zentrale Frage der Handyaner auch zumeist: „Wo bist du denn gerade?“ Der Ort wird zwar unsichtbar und ist der Kontrolle entzogen, zugleich werden Menschen aber potentiell jederzeit kontrollierbar, weil Telefonieren eben nicht mehr an den Ort des Festnetzes gebunden ist. Handy-BesitzerInnen sind kontrollierbar und zwar rund um die Uhr.

Sie sind aber auch verfügbar. Der Satz: „Ich bin für dich immer erreichbar“ mag schon in so manchem Ohr nachgeklungen sein, eine Vertrauenssimulation, die jedoch nur Sinn macht, wenn er/sie nicht auch für alle anderen erreichbar ist. Dazu bedarf es aber einer weiteren Kontrollfähigkeit: Der Dosierung von On- und Off-Zeiten sowie der Nummernkenner. Immer öfter ist zu hören, dass Menschen (wieder) dazu übergehen, eben nicht jederzeit erreichbar zu sein, ihre eigene Handynummer zu verschlüsseln um unliebsamen Rückrufen zu entgehen, das Handy dann zu benutzen, wenn man „es“ braucht und nicht „es“ einen ruft, es häufiger abgeschaltet zu lassen und eine gezielte Auswahl zu treffen, für wen man in der Tat erreichbar sein will und für wen doch lieber nicht. Was hier wiederhergestellt wird, ist in der Tat ein intimeres Verhältnis: Die Person erobert ihr Recht auf Ruhe zurück und auch das Recht, sich selbst zu überlegen, mit wem er/sie gerade sprechen will und mit wem eben nicht; während umgekehrt die AnruferInnen sich (allein auf Grund der Tatsache, dass sie über die Nummer verfügen) auch als willkommene GesprächspartnerInnen geschätzt wissen dürfen; und PartnerInnen wissen es möglicherweise doch auch zu schätzen, wenn er/sie tatsächlich nur für sie immer erreichbar ist.

Die angesprochene Kontrolle funktioniert aber eben auch umgekehrt – wo immer jemand ist (und ein Mobilmast einigermaßen nahe), besteht die Möglichkeit, „zu Hause“ anzurufen. Um nachzuschauen, ob dort alles in Ordnung ist, aber auch um zu wissen, dass eben alles in Ordnung ist, was immer damit auch gemeint sein mag. Dieses Wissen verschafft mindestens Beruhigung, vermutlich aber auch Sicherheit – selbst in der Ferne. Damit eröffnet das Handy möglicherweise aber auch ein weiteres: Es verleitet zu Allgegenwärtigkeitsphantasien, welche bislang immer ein göttliches Prädikat waren. Diese entsprechen aber wiederum dem statthabenden Trend zur viel diskutierten Globalisierung, dem das Handy ebenso zu huldigen vermag – man ist selbst weltweit mit allen verbunden und hat doch seinen eigenen Ort im Netz. Was sich hier auftut ist insgesamt ein flexibler Raumbegriff, das Handy erzeugt gleichsam eine (kleine) Welt in der (großen) Welt, ei-

ner russischen Babuschka gleich. Dem diametral entgegen steht die Loslösung von konkretem Raum, man ist nicht länger an feste Orte der Kommunikation gebunden und kann Kommunikation gleichsam trotz einer gewissen Ortlosigkeit gewährleisten. Das wiederum erinnert an die modern gewordene Heimatlosigkeit, die in diesem Sinne eher eine Loslösung starrer Raumgebundenheiten bezeichnet. Und schließlich schafft das Handy einen individuellen Eigenraum, den man immer bei sich haben kann, einer kommunikativen Intimsphäre gleich. Und noch eines lässt sich hier anschließen: In Zeiten steigender, jedenfalls aber rundum beklagter, Individualisierung droht zugleich eine Hermetik (Abgeschlossenheit) heraufzudämmern, die sich durch die Erreichbarkeit via Handy möglicherweise aufweichen lässt, ohne sich darum besonders bemühen zu müssen.

Pubertät will Nähe und geht doch lieber auf Distanz

Eine weitere Vermutung betrifft im weitesten Sinn das Verhältnis von Scham und Lust in Phasen der Pubertät. Einerseits sind erste Kontakte gefragt, andererseits aber auch Ängste und Schamgefühle vorhanden. Das Handy eröffnet beide Möglichkeiten: Man kann durch das Telefon einander nahe kommen und doch auf körperlicher Distanz bleiben, gleichsam eine „Annäherung“ aus sicherer Entfernung wagen. Die Annäherung bleibt aber doch weitgehend ohne Konsequenz im Körperlichen. Die Frage, wie nahe man sich kommen will, wo die Grenzen des/der anderen möglicherweise überschritten werden und wo demgegenüber die Erwartungen des Gegenüber möglicherweise unerfüllt bleiben, all diese heiklen Fragen brauchen nicht gestellt und erst recht nicht beantwortet zu werden. Und doch ist man sich irgendwie nahe ... Es scheint hier eine eigentümliche Attraktion einer „nahen Ferne“ zu geben, die Ferne wird gleichsam auf direkte Kommunikation geschaltet.

Zugleich vermag das Handy möglicherweise auch eine weitere pubertäre Angst zu überwinden helfen, nämlich jene der Einsamkeit. Das Handy bietet sich als Vermittlungsinstrument an und als ständiger Begleiter, der niemanden allein sein lässt und in Einsamkeit jederzeit Kontakte herzustellen ermöglicht, Nähe in der Einsamkeit garantiert. Umgekehrt bleibt die Einsamkeit natürlich auch bestehen – man kommt zusammen und bleibt doch allein. „Connecting People“ meint eben nur, sie – technisch – zu verbinden, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Handys stellen immerhin Verbindung her, zur Außenwelt, zu anderen Menschen, zu denen, denen man nahe sein will, wenn man sich auch nicht immer wirklich traut. Im schlimmsten Fall tuts ja auch ein SMS, der piep-sende Liebesbrief der mobilen Pubertät. Was hier auch zum Ausdruck kommt, ist eine bestimmte Form des individuellen Egoismus – die Alleinentscheidung über die Ad-hoc-Planung für sich in Anspruch nimmt. Verbindlichkeit braucht demgegenüber

scheinbar nicht mehr gepflogen zu werden. Eine Art kalifornischer Flüchtigkeit greift um sich.

Und dann wäre da möglicherweise noch etwas: Da Langeweile ebenfalls nicht zu den beliebtesten Gefühlszuständen zählen dürfte, könnte es ja sein, dass das Handy einfach hilft, Pausen zu füllen. Alle möglichen Zwischendurcherledigungen lassen sich hier phantasieren, die Lücken füllen, die man nicht haben will. Denn in der Lücke, in der Pause ist man auf sich allein gestellt, auf das eigene Ich zurückgeworfen und wird unweigerlich an all das erinnert, was wirklich und doch ungewollt ist – wer wünscht sich schon eine lange Weile, um über sich und alle persönlichen Probleme und Schwierigkeiten nachzudenken – da schon lieber Kompensation von Langeweile und rasches Füllen jener Pausen, die uns an Unangenehmes erinnern.

Die Handygemeinschaft und ihre Subgruppen

Handys sind scheinbar irgendwie „trendy“, verleihen den Besitzenden Bedeutung. Wer angerufen wird, ist offensichtlich gefragt, was nicht selten auch Eifersucht zu provozieren vermag: „Wer hat denn gerade angerufen?“ lautet die dazugehörige Frage. Insofern eröffnen Handys auch die Möglichkeit einer Mehrfachzugehörigkeit. Man kann bei der einen Gruppe live dabei sein und zur anderen immerhin einen virtuellen Kontakt halten, man kann mit den einen und den anderen zur gleichen Zeit (wenn auch nur abwechselnd) kommunizieren. Es gibt in allem, wo man gerade ist, noch eine andere Welt der Zugehörigkeit, mit der man durch das Handy verbunden bleibt. Hier scheint auch ein gewisses Potential an Spontaneität Platz zu haben. Man hat es in der Hand, sich ad hoc zu organisieren, sich in einer Welt steigender Fremdbestimmung einen Raum der Selbstbestimmung zu schaffen, sich jederzeit zusammenzureden, zu verabreden, Treffpunkte zu vereinbaren etc. Die SMS bergen aber auch eine gewisse Mystik in sich – sie sind nicht nur real statthabende (und kostenintensive) Kommunikationsformen unter Huldigung reduzierter Sprachformen, sie erreichen die Handybesitzer auch wie „Botschaften aus dem All“, wie „Geheimnisse aus dem Ethos“. Sie tragen Geheimnisvolles in sich – durch ihre kürzelhaften Ausdrucksweisen wie auch durch ihre Unvorhersehbarkeit, haben mystischen Charakter.

Handys ziehen aber auch Trennlinien unter jugendlichen Gruppierungen – die schärfste ist wohl die zwischen jenen, die eines haben, und denen, die eben keines (bekommen) haben. Wobei hier zu ergänzen ist, dass den einen fehlt, was anderen in weiterer Folge auch einen Vorsprung vermitteln könnte: Immerhin lässt sich der Umgang mit dem Handy auch als Einübung in Technologien begreifen und wenn man die aktuellen Entwicklungen am Handymarkt und dessen Erweiterung um Fax, Internet, etc. beobachtet, so kann das immerhin auch zu Kompe-

tenzen im Umgang mit jenen Technologien führen, die anderen möglicherweise fehlen werden. Eine weitere Kompetenz, die vor allem Eltern sich immer wieder erhoffen, ist die des bewussteren Umgangs mit Geld im Sinne des Wissens darum, dass Telefonieren teuer ist – immer häufiger ist davon zu hören, dass Jugendliche Wertkartenhandys bekommen und selbst verantwortlich dafür sind, mit dem zur Verfügung stehenden Wert zu Haus halten. Umgekehrt sind auch Befunde hinlänglich bekannt, die darauf verweisen, dass gerade die Handy-Rechnungen ein enormes Verschuldungsrisiko bei Jugendlichen in sich bergen.

Aber auch innerhalb der Besitzenden spalten sich die Wege. Handys sind Marken-Produkte und auch No-Names haben ihren bestimmten Stellenwert. Markenideologie (in Bezug auf Betreibergesellschaften wie unterschiedliche Handytypen) kann hier ebenso Platz greifen, wie sich auch ein markenorientiertes Clanwesen auszubreiten vermag. A1-Friends ist insofern nicht nur die Bezeichnung für eine bestimmte Tarifgruppe innerhalb des Betreibers, der Kauf des Produkts inklusive Betreibersystem ist auch ein Stück weit Bekenntnis zu bestimmten Marken.

Wie gesagt – wir können nur Vermutungen äußern. Um mehr zu wissen, müsste man allerdings

dem auf der Spur bleiben, was Jugendlichen das Handy bedeutet, wie und wofür sie es benutzen und warum sie es möglicherweise auch brauchen. Kurz: Man müsste die Mobil-Kids bei Gelegenheit einmal fragen.

Peter Heintel: Universitätsprofessor für Philosophie und Gruppendynamik am Institut für Philosophie der Universität Klagenfurt; 1974–1977 Rektor der Universität Klagenfurt, Gründungsvorstand des iff (1979–1991), derzeit Leiter der Abteilung Studienzentrum für Weiterbildung. Tätigkeit als Organisationsberater in zahlreichen in- und ausländischen Unternehmen. Gründer des Vereins zur Verzögerung der Zeit, zehnjährige Tätigkeit als Obmann im Verein.

Larissa Krainer: Studium der Philosophie und Medienwissenschaften. Seit 1998 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am iff–Interuniversitäres Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung der Universitäten Wien, Innsbruck, Klagenfurt und Graz. Davon: Seit 1986 journalistische Tätigkeit, 1995–1997 Landesgeschäftsführerin bei amnesty international Kärnten.

PRESE STIMMEN

Sie sind vielseitig interessiert, sehr mobil, selbstbewusst und haben einen Hang zum Hedonismus. Sie interessieren sich verstärkt für Politik, Wissenschaft und Geldanlage. Und: sie sind bereits zu 42 Prozent weiblich – ein Spitzenwert im europäischen Vergleich. Österreichs regelmäßige Internetnutzer – nach Erhebungen der Media-Analyse 2000 mittlerweile rund 40 Prozent der Gesamtbevölkerung – haben sich zum Liebling der Analytiker und Meinungsforschungsinstitute gemausert. Vor allem ihre Interessen und Kaufgewohnheiten stehen dabei im Mittelpunkt. Kein Wunder, lässt doch die Zukunft des Europäischen Online-Handels Großes erwarten: Nach einer Studie des deutschen Marktforschungsinstituts *Forrester* würde sich das Volumen des Einzelhandels in Europa bis zum Jahr 2006 von heuer geschätzten 17 Milliarden Euro auf 152 Milliarden Euro (rund 2.100 Milliarden Schilling) verneunfachen.

Grund genug also, um der Persönlichkeit des typischen österreichischen Internet-Nutzers stärker nachzuspüren. Zudem verbringt er mit 17 Stunden pro Monat sogar mehr Zeit im Cyberspace als der durchschnittliche europäische User (16,3 Stunden). Eines sind Internet-Surfer auf jeden Fall, kommen die Meinungsforschungsinstitute *Fessel-GfK*, *Gallup* und *Ifes* in ihrer Detailauswertung der Media-Analyse 2000 überein: Informationshungriger als ihre nicht-surfenden Kollegen. Sowohl im Bereich Politik, als auch auf dem Gebiet von Wissenschaft, Geldanlage, Sport und High Tech schlagen die 14- bis 49-jährigen, gebildeten Netz-Nutzer die vergleichbare Gruppe der Nicht-Nutzer um Längen. Einzig das Faible für kulturelle Veranstaltungen bleibt in beiden Gruppen gleich. Überraschendes Detail der Auswertung: Punkto Haarpflege zeigen Web-User durchwegs geringeres Interesse.

aus „Surfer unter der Lupe“
„DIE FURCHE“, 16. August 2001